

Verachtung preiszugeben, und so durch direktes Eingreifen, Mißverständnis und Haß unter den Menschen zu verstärken“. Er gibt zwar zu, daß in der letzten Fassung einiger Bücher des Neuen Testamentes die Spuren eines Konfliktes zwischen der jungen Kirche und Synagoge möglicherweise zu finden sind, jedoch werde das jüdische Volk nirgends ungerecht angeklagt und verflucht. Allerdings würden in unseren Ohren, die wir im Lichte einer späteren Entwicklung die Hl. Schrift lesen, einige Stellen so klingen, als hätten die Verfasser die Juden als ausgestoßenes verächtliches Volk darstellen wollen. Jedoch bei unvoreingenommener Nachprüfung ergebe sich, daß keine der Stellen einen solchen negativen Sinn wirklich beinhalte. Auf der anderen Seite möchte er aber auch vermeiden, daß nun gewissermaßen aus philosemitischer Voreingenommenheit der Ernst des Konfliktes zwischen Kirche und Synagoge verharmlost wird. Die von ihm vertretene Theologie ist freilich weitgehend konservativ. So huldigt er der Verstockungstheorie. Dem Buch von Pater Gregory Baum kommt insofern große Bedeutung zu, als er zu den ständigen Mitarbeitern des Sekretariats für die Einheit des Kardinal Beia gehört.

Da es dem Verfasser weniger um Exegese als vielmehr um die rechte Weise der Verkündigung geht, benutzt er zwar die Ergebnisse der Exegese, verzichtet aber auf eine eigene Untersuchung der Überlieferung und Überlieferungsgeschichten im Neuen Testament. Für seine Arbeit kommt es auch darauf gar nicht an. Er mußte sich vielmehr fragen, welchen Sinn jede Stelle, die das Verhältnis Christus und die Juden berührt, im Verständnis der neutestamentlichen Schriften selbst hat. Sein Buch gliedert sich in einer Untersuchung jedes einzelnen Evangeliums, der Apostelgeschichte und der Briefe des Apostel Paulus. Dabei wird der Interpretation der Kapitel 9 bis 11 des Römerbriefes ein großer Raum gewidmet. (Vergleiche auch Karl Thieme: FR XIV, Seite 69.) Besonderes Interesse verdienen die Ausführungen zu Abschnitten, wie dem Wort: Auf daß sie sich nicht bekehren (Evangelium nach Marcus), und: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder (Matthäus 27, 25) gewidmet sind. Der Verfasser gibt zu, daß gerade das letzte Wort vielfach auch von großen Theologen im antijüdischen Sinn interpretiert wurde. Als Beispiel zitiert er Bossuet. Er gibt zu, daß sogar heute noch Kommentare in ähnlicher Weise reden, so die Echter Bibel. Er weist auf die volkstümlichen Kommentare hin, die alle Pogrome aus dem Fluch erklären wollen, der angeblich auf den Juden lastet. Demgegenüber weist er darauf hin, daß die Autoren der ersten drei Jahrhunderte, die adversus Iudaeos schrieben, aus Matthäus 27, 25 keine derartigen Konsequenzen gezogen haben. Der Verfasser selbst bemerkt: „Aus dem Zusammenhang des Evangeliums geht aber nicht hervor, daß die Selbstverwünschungen der aufgezetteten Menge mehr Wirkung vor Gott hatten als die Meinde des Petrus, der fluchte und schwor, daß er Jesus nicht kenne. Gott hörte auf den einen zornigen Schwur ebenso wenig wie auf den anderen. „Der Tod Jesu am Kreuze und seine Auferstehung brachten der ganzen Welt, also auch den Juden, die Erlösung.“ Die Haltung des Pilatus in dieser Situation erklärt er aus den Schwierigkeiten, in die die einzelnen Vertrauten des Sejanus gerieten, als dieses am 18. Oktober 31 beim Kaiser Tiberius in Ungnade fiel. Diese Schwierigkeiten ließen es wenigstens zeitweise dem Pilatus wünschenswert erscheinen, sich die Juden nicht zu Feinden zu machen.

Mit großer Liebe geht der Verfasser auf die Frage der Berufung der Juden zum Heil nach der Sicht des hl. Paulus im Römerbrief ein. In den theologischen Randbemerkungen zu den Kapiteln 9—11 wehrt er sich gegen die These eines Urschismas zwischen Juden und Christen, da Juden in die Urkirche eingetreten seien. Aus diesem Grund lehnt er es ab, von der Synagoge als der älteren Schwester der Kirche zu sprechen oder den Juden als dem älteren Bruder der Christen. Hier glaubt er, Karl Thieme widersprechen zu müssen. Daraus ergibt sich für ihn, daß ihm das ökumenische Gespräch mit den Juden nicht genügt. Grundsätzlich hält Gregory Baum an dem Missionsauftrag der Kirche auch gegenüber den Juden

fest. Er ist der Ansicht, daß die Juden, wenn sie sich zum christlichen Glauben bekennen, ihr Jüdissein nicht aufgeben brauchten und auch nicht aufgeben sollten. Dafür beruft er sich auf das Beispiel des Apostel Paulus, der auch als Christ sich zu seiner Zugehörigkeit zum jüdischen Volk bekannt hat. Spätere Jahrhunderte haben diese Haltung nicht mehr verstanden. Heute aber muß ein Weg gefunden werden, der den Juden, auch wenn er Christ geworden ist, seine Zugehörigkeit zum jüdischen Volkstum beläßt. Unter dem Stichwort „Judenmission“ hat Rabbiner Dr. R. R. Geis in der „Allgemeinen Wochenzeitung der Juden in Deutschland“ (XVIII/49) vom 6. 3. 1964 dem Buch eine völlig ablehnende Kritik gewidmet. Er hat dabei aber doch wohl übersehen, daß die konservativen und einen gläubigen Juden zuweilen verletzenden Ansichten des Verfassers aus dessen psychologischer Entwicklung verstehbar sind. Trotz unleugbar anhaftender Schwächen hat das Buch seinen Wert als erste Hinführung zu den Problemen für all die, die sich bisher noch nicht um die Begegnung mit dem Judentum bemüht haben. Dr. Willihad Eckert O. P.

Frederick C. Grant: Antikes Judentum und das Neue Testament. Frankfurt 1962. Ner-Tamid-Verlag. 228 Seiten.

Das Buch bietet zunächst allerhand brauchbare Information über das spätantike Judentum, sein Gebetsgut, die Apokalyptik. (Nicht ohne die unglückliche Formulierung, hier werde der Monotheismus „modifiziert in die Richtung des Polytheismus“ — wegen der Engelwesen, S. 118.) Dann wird festgestellt, wie zutiefst jüdisch Jesus und die Urgemeinde gewesen sind (mit berechtigter Ablehnung ihrer einseitigen Sicht als wesensverwandt mit den „Qumran-Essenern“, z. B. S. 167). Dazu kommt aber als Hauptanliegen des Verfassers ein Plädoyer für einen neuen Liberalismus“ und gegen einen dogmatischen „Fundamentalismus“ oder Biblizismus, der in USA noch mächtig sein mag, während fürs deutsche Sprachgebiet offene Türen eingeplant werden.

Etwa, wenn dreimal die hier weder in katholischen noch in neueren protestantischen Bibeln enthaltene Fehlübersetzung von 2 Kor 5, 19 angegriffen wird: „Gott war in Christus“, als ob damit die kirchliche Christologie widerlegt werden könnte! Daß bei der dritten Attacke S. 203 für die früheren zwei falsche Seitenzahlen angegeben werden (15, 34 statt: 16, 56), gehört zu den ungezählten Ziffern- und Übersetzungsfehlern, welche die Lektüre zur Qual machen. (Am unglaublichsten, daß S. 178 alle drei Kapitelzahlen beim Nachweis der Evangeliumsberichte über die gerichtliche Untersuchung gegen Jesus verkehrt sind.) Hier hat jemand aus dem Englischen übersetzt, dem die einschlägigen Worte im Deutschen fremd sind und der sich nicht die Mühe nahm, ein Lexikon nach ihnen zu befragen. So wird etwa „apollinisch“ aus: apollinaristisch, „Theologia Germanica“ aus: Theologia Deutsch, „Decapolis“ aus: Dekapolis; ein dämonischer „Harpagnos“ taucht auf, wo Phil 2, 6 interpretiert werden soll, Jesus habe nicht „für einen Raub“ (als Beute, griechisch: Harpagmos) „erachtet, Gott gleich zu sein“, usw. usw. Daß trotz beifügter Hinweisen auf die Kapitel des Buches im Vorwort (S. 14 ff.) vor den Überschriften und im Inhaltsverzeichnis die Ziffern fehlen, rundet das betrübliche Bild.

K. Th.

Arthur Maximilian Miller: Bist Du es? Roman eines Pharisäers. Freiburg-Basel-Wien. 1963. Verlag Herder. 306 Seiten. Der Roman eines Pharisäers, geschrieben von einem Christen, was kann dabei herauskommen? Wenn er mißlingt: ein polemisches oder ein langweiliges Buch, wenn er gelingt: ein Beitrag zum ökumenischen Gespräch! Der Roman könnte erweisen, wie weit die Erkenntnisse auch der katholischen Theologie, wie sie vor einigen Jahren etwa W. Beilner in seinem Buch „Christus und die Pharisäer“ formuliert hat, aufgenommen und verarbeitet worden sind [vgl. FR 45/48. 1959/60. S. 85 f.], wie weit noch an dem überlieferten Bild vom Pharisäer festgehalten wird, oder wie weit die Erkenntnis gedrunken ist, daß die Pharisäer weitgehend wahrhaft fromme Menschen gewesen sind. Verfasser ist kein Historiker und will es auch nicht sein. Die von ihm in den Text eingestreuten hebräischen Worte sind nicht immer glücklich gewählt. Aber

er will ja auch keine Hebräischkenntnisse vermitteln, sondern nur etwas Kolorit geben, und das hat er mit Geschick getan. Ganz richtig sieht er, worin der Hauptanstoß der Botschaft Jesu für die Pharisäer bestand: in der Selbstaussage: „Ich aber sage euch.“ Die Propheten sprachen im Namen des Herrn, Jesus spricht in der vom Vater ihm gegebenen Gewalt, aus seiner eigenen messianischen Vollmacht. Jesus bekennt sich als der Sohn Gottes, Sohn Gottes im eigentlichen, im metaphysischen Sinn. Das aber schien doch der Offenbarung des einen und einzigen Gottes zu widersprechen. Hatte Gott nicht am Sinai für immer seinen Bund mit dem Volk geschlossen, wie sollte es da einen neuen Bund geben, der über die Tora hinausging? Bei dieser Kernfrage setzt Miller ein und zeichnet das Bild des gerechten Pharisäers, der aus seiner Treue zur Tora überzeugt ist, Jesus widerstehen zu müssen. Der Roman ist angelegt als die Aufzeichnungen des Pharisäers Elisa. Zunächst geben sie sich als Mitteilungen Elisas an Philo von Alexandrien. Mit zunehmender Spannung aber verlieren sie den Charakter des Berichtes für einen anderen, sondern werden Ausdruck des persönlichen Sich-Rechenschaftgebens, der Prüfung des eigenen Urteils. Der Roman setzt mit der Messiassehnsucht und Erwartung des Volkes, die auch in Elisa lebendig ist, ein, führt zur Begegnung mit Johannes dem Täufer, endlich zur Begegnung mit Jesus. Während die Tochter zu Jesus hinfindet, sind für den Vater die Worte Jesu ein Ärgernis. Der Höhepunkt des Romans ist das große Gutachten über Jesu ben Joseph, vorgelegt von Rabbi Elisa ben Joezer, in dem die Verurteilung auf Grund der Selbstaussagen Jesu gefordert wird. Der Verfasser gestaltet seinen gerechten Pharisäer nach dem Vorbild des hl. Paulus. Gleich den Aposteln wird er zum Verfolger nicht nur Jesu Christi, sondern auch seiner Anhänger. Aber gleich dem Apostel erfährt auch er die Umwandlung zum Christen. Diese letzte Phase seiner inneren Entwicklung wird durch kurze, wie abgerissen wirkende Aufzeichnungen veranschaulicht. So ist es dem Verfasser gelungen, als Christ dennoch ein überzeugendes Bild von dem gerechten Pharisäer zu zeichnen und gerade dadurch, daß nur durch ein besonderes Gnadenerlebnis Elisa schließlich doch noch den Weg zu Jesus als dem Christus findet, zeigt der Verfasser, wie wenig selbstverständlich die Annahme des christlichen Glaubens gerade auch für die gesetzestreuen, frommen Pharisäer war. Durch die vornehme Art der Darstellung, die zugleich voller innerer Dramatik ist, gelang Miller ein wirklicher Beitrag zum christlich-jüdischen Gespräch.

Dr. Willehad P. Eckert O.P.

Rolf Hochhuth: Der Stellvertreter. Schauspiel. Mit einem Vorwort von Erwin Piscator. Reinbek bei Hamburg 1963. Rowohlt Verlag. 275 Seiten.

Fritz J. Raddatz: Summa iniuria oder Durfte der Papst schweigen? Hochhuths „Stellvertreter“ in der öffentlichen Kritik. Reinbek bei Hamburg 1963. Rowohlt Verlag. 235 Seiten.

Walter Adolph: Verfälschte Geschichte. Antwort an Rolf Hochhuth. Berlin 1963. Morus Verlag. 111 Seiten.

Der Streit um Hochhuths „Stellvertreter“. Theater unserer Zeit. Band 5. Kritische Beiträge zu aktuellen Theaterfragen, hrsg. von Reinhold Grimm, Willy Jäggi und Hans Oesch. Basel/Stuttgart 1963. Basilius Presse. 169 Seiten.

Zur Diskussion um Hochhuths „Stellvertreter“. „Fragen der Theologie und des religiösen Lebens“. In: Herder-Korrespondenz. (17, 4.) Mai 1963. S. 373—381.

Léon Poliakov: Pie XII et le Génocide, in: L'Arche, Revue du FSGU. Paris, Oktober 1963.

Kein Theaterstück hat nach dem Krieg ein solches Echo zustimmender, aber auch ablehnender Art gefunden wie Rolf Hochhuths Schauspiel „Der Stellvertreter“. Es ist ganz unmöglich, sämtliche Beiträge und Stellungnahmen zu diesem Werk im einzelnen zu würdigen. Wir beschränken uns daher auf zwei repräsentative Einzelbeispiele und die beiden ersten Sammlungen von Kritiken.

Rolf Hochhuths Spiel ist polemisch gehalten. Politisches Theater hat es auch vor ihm gegeben. Große Dichter haben harte

Kritik auch an verehrungswürdigen Gestalten nicht gescheut. Das Eigenartige seines Unterfangens liegt in der Verbindung der Dichtung mit dem historischen Kommentar. Der Buchausgabe seines Spieles hat er fast fünfzig Seiten „Historische Streiflichter“ beigegeben. Der Kommentar geht freilich nicht unmittelbar auf die Quellen, sondern nur auf die Sekundärliteratur zurück. Niemals gibt er im einzelnen an, welches Buch oder welcher Artikel von ihm als Beleg herangezogen wird, so daß es sehr mühsam ist, im einzelnen nachzuprüfen, wie getreu er die Quellen bzw. die Literatur benutzt hat. Die beigegebenen historischen Streiflichter erwecken den Eindruck, daß auch das Drama nichts anderes als eine getreue Spiegelung der Geschichte sein will. Dem widerspricht freilich die Tatsache, daß Rolf Hochhuth neben historischen Persönlichkeiten Gestalten seiner Erfindung auf die Bühne bringt. Einer der Hauptvorwürfe, die ihm gemacht wurden, ist daher, seine Darstellung verfälsche die Geschichte. Für den Zuschauer sei es unmöglich, Geschichte und Erfindung zu scheiden. Walter Adolph geht von den Erfahrungen der Berliner Aufführung aus. In seiner Gegenschrift „Verfälschte Geschichte, Antwort an Rolf Hochhuth“ schreibt er in dem Abschnitt „Das Stück und seine Berliner Aufführung“ (S. 60): „Hochhuth vermischte in seinem Stück Gestalten der Geschichte mit Figuren seiner Phantasie. Da er zudem noch Gestalten der Geschichte in Situationen führt, die nur seine Phantasie erfunden hat, weiß der Zuschauer am Ende nicht mehr, wo Geschichte aufhört und Hochhuths Phantasie anfängt. Bemerkungen der Zuschauer im Theater und selbst Pressekritiken zeigen, daß Hochhuth am Schluß vieles als Geschichte abgekauft wurde, was reine Phantasie ist.“ Insbesondere macht Walter Adolph Hochhuth die Verzeichnung der Kirchenpolitik Hitlers und der Antwort der Kirche auf diese Politik zum Vorwurf. Die von ihm veröffentlichten Dokumente erhärten, daß in der Tat kein Einverständnis zwischen Kirche und Nationalsozialismus vorhanden war. Die Verfolgung der Kirche wurde auch während des zweiten Weltkrieges fortgesetzt. Dabei war die Kirche in den besetzten Ländern, insbesondere Polen, härter betroffen als im Reich. Von einer Unterstützung Hitlers durch die Kirche oder auch nur durch den Papst aus taktischen Gründen, weil er angeblich als Werkzeug im Kampf gegen den Bolschewismus geeignet gewesen sei, kann daher keine Rede sein. Damit widerlegt Walter Adolph die Deutung, die Hochhuth selbst dem Schweigen des Papstes gibt. Nicht nur er, auch andere haben an dem Bild, das der junge Dichter von der Zeitgeschichte gibt, Kritik geübt. Diese Kritik kommt nicht nur aus dem Kreis der Katholiken, sondern auch aus dem kirchlich nicht gebundener Historiker. Als Beispiel sei genannt Wilhelm Alff „Richtige Einzelheiten — Verfehltes Gesamtbild“. Zuerst erschienen in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 11. Mai 1963, wiederabgedruckt in: Summa iniuria oder Durfte der Papst schweigen? Ferner sei erwähnt der Beitrag von Hans Buchheim in der Herder-Korrespondenz Mai 1963 in dem Abschnitt „Die zeitgeschichtliche Problematik“.

Besonders hat die Charakterisierung Papst Pius XII. als im Grunde gefühllos und noch im Augenblick der Not auf Geschäftemacherei bedacht, Widerspruch hervorgerufen. Hier verdienen die Stimmen derjenigen gehört zu werden, die als Augenzeugen während des zweiten Weltkrieges Papst Pius XII. erlebt haben. Insbesondere muß hier Papst Paul VI. genannt werden, der noch in seiner Eigenschaft als Erzbischof von Mailand zum Stellvertreter Stellung genommen hat, und zwar in einem Brief, den er an die englische katholische Zeitung „The Tablet“ schrieb, wiederabgedruckt in: „Der Streit um Hochhuths Stellvertreter“. Auch die Stellungnahme des langjährigen Sekretärs des verstorbenen Papstes, Pater Robert Leiber SJ, verdient gehört zu werden. In Summa iniuria wurde seine Kritik, erstmals erschienen in „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ vom 27. März 1963, wiederabgedruckt. In: „Der Streit um den Stellvertreter“ findet sich ebenfalls ein Beitrag von Pater Leiber, und zwar der Nekrolog, den er erstmals im Novemberheft 1958 der Zeitschrift „Stimmen der Zeit“ veröffentlicht hatte. Die Herausgeber haben den letzteren Beitrag aufgenommen, weil nach ihrer Ansicht die dort gegebene